

(Nachdruck verboten.)

Der Schiffsjunge.

1) Eine Seegeschichte von Peter Egge.
Einzig autorisirte Uebersetzung von C. Brausewetter.
I.

Oktober. Es war zwischen sechs und sieben Uhr abends. Der Ausluger auf der Bark „Merry Schnur“ startete von der Back*) hinaus.

Zwischen der Schute und der Nebelmasse, die weit draußen die Aussicht versperrte, sah er nur die Wellen, die in eiförmigem Wechsel kamen und gingen, und die Wolken darüber groß, grau und schwer. Auch leewärts**) nur Wellen, Nebel und Wolken. Aber leewärts***) lag ein schwarzer Streifen Land. Er war nur dünn und wurde immer dünner: das bewirkte der Nebel, der sich herabsenkte.

Ein paar Möven erschienen plötzlich dicht vorn, als wären sie aus der See aufgetaucht. Sie segelten auf unbeweglichen Schwingen, bald leewärts, bald leewärts, ließen sich jetzt herabfallen, hoben sich dann wieder empor und schrien laut und anhaltend einander zu.

Der Ausluger spuckte leewärts in die See.

„Teufel, wie lang man warten muß, bis man das bißchen Essen kriegt!“

Gleich darauf hörte er hinter sich schwere Seemannsstiefel und den schrammenden Laut der geölten Hosenbeinlinge, die sich aneinander rieben.

„Geht die See über?“

„O ja. Daran fehlt's nicht, Du kannst Deine Deckkleider schon anziehen.“

Sobald der Ausluger abgelöst war, stieg er von der Back herunter und ging hinunter in die Koof.†)

Sieben von der fünfzehn Mann starken Besatzung saßen auf ihren Schiffskisten um den Tisch und aßen Abendbrot. Es waren alles junge Leute, der älteste kaum über fünfundzwanzig Jahre.

Für den Achten — Benu — war kein Platz am Tische. Er lag mehr als er saß auf seiner Schiffskiste, einem Koffer, in der Ecke bei der Thüre und war in dem matten Lampenlicht nur undeutlich zu sehen. Er war lang und sehr mager, ohne jedoch jugenhaft auszusehen. Das bleiche Gesicht und die großen, grauen Augen verliehen ihm ein krankhaftes Aussehen. Sein Blick war schweremüthig, fast kummervoll, und er hob ihn selten vom Boden empor. Die Füße hatte er gegen den Boden gestemmt, um nicht vom Koffer hinunter zu rutschen, und er nagte unverdrossen an seinem Schiffszwieback und trank seinen schwarzen, lauwarmer Thee, ohne sich um die Kameraden zu kümmern.

Alle schienen hungrig zu sein. Man aß stumm. Nur hier und da vernahm man ein paar Worte und ein kurzes Lachen.

Plötzlich rief Jokum, ein neunzehnjähriger Leichtmatrose: „Nein, guckt mal, den Angeltwurm! Liegt er nicht da und streckt sich so lang aus, wie die ganze Schute!“

Die Männer lachten.

Benu fühlte, daß alle Gesichter auf ihn gerichtet waren und Hohn, Mitleid oder Neugier ausdrückten. Er startete seinen Schiffszwieback und den Thee an und versuchte so ruhig wie möglich, sich in eine mehr sitzende Stellung aufzurichten; aber fast in demselben Augenblick legte die Schute um, und er wurde plötzlich gezwungen, sich noch mehr hinten über zu biegen und die Beine noch fester gegen den Boden zu stemmen, um nicht herabzugleiten.

Da dröhnte eine schmetternde Lachsalve von den Wänden und der Decke wieder.

Das Lachen der Leute erschien Benu immer roh und höhnisch. Aber noch schlimmer hier drinnen zwischen den engen Wänden und unter dem manushohen Dache. Es kam ihm vor, als machte es den Leuten Spaß, den Jammer in seinem Gesicht und die Unbeholfenheit in jeder seiner Bewegungen zu sehen. Er schluckte die Thränen mit aller Kraft hinunter.

*) Vordertheil des Schiffes.

**) Die Windseite.

***) Die dem Winde abgekehrte Seite des Schiffes.

†) Mannschaftskajüte.

Sie sollten nicht wieder Gelegenheit finden, ihn auszulachen! Er mußte doch endlich begreifen, daß es die Gewohnheit dieser Leute war, über jedes Unglück eines anderen zu lachen; es war so dumm von ihm, sich ihre Unverschämtheiten zu Herzen zu nehmen. Wie lachten Sie nicht, als Jokum bis auf die Haut naß wurde von einer Welle, die heute über Bord ging, obgleich sie seine besten Kameraden waren.

Aber nun war er trotzdem wüthend auf sie. Er fühlte, wie er ihre Arbeit, ihre Gewohnheiten haßte, am meisten aber ihr Lachen.

Er lag noch immer wie vorher und blickte nicht auf, sagte aber auch kein Wort. Er wollte ganz ruhig essen, ihnen zeigen, wie wenig er sich aus ihnen und ihrem Spott machte.

„Ach du lieber Himmel,“ fuhr Jokum leise fort. Es lag eine Spur von Mitleid in seinem Ton, und dies hätte Benu's Thränen beinahe zum Hervorbrehen gebracht. „Von dem Jungen sind ja nur noch die Knochen übrig.“

„Ja, ihm thut's wohl leid, daß er aufs Salzwasser 'rauskam,“ meinte Michel ebenfalls mitleidig.

„Ja, ja, so geht's, wenn die Herren Studenten zur See gehen,“ rief Jokum in übertrieben bedauerndem Tone. Er blickte sich um, um zu sehen, ob man über ihn lachte.

Es lag etwas in seinem Ton, was Benu wieder wüthend machte.

„Du solltest lieber fragen, ob Du nicht Aufwärter werden kannst bei der Kapitän'sfrau! Sie braucht einen Keck, der ihr die Röcke trägt, wenn es auf Deck naß ist, und den Regenschirm, wenn es regnet.“

Die Leute um den Tisch herum lachten unaufhörlich. Benu blickte nicht auf, sondern biß wüthend auf seinen harten Zwieback los. Da that Jokum, als wenn er über Benu's Gleichgültigkeit ärgerlich würde, blies sich auf und rief mit grober Stimme, wie ein alter Schiffer:

„Ah, richt' Dich auf, Junge! Lieg' nicht so da! Ist das Sitte an Bord!? Du hast Dich wohl noch nicht ans Salzwasser gewöhnt, aber ich werd' Dich schon auf all' die Masten und Rocken der Schute 'rausschicken, verstehst Du?!“

Die Jungen brüllten vor Lachen. Einzelnen kam das Essen in die unrechte Kehle, und sie mußten husten. Niemand konnte Jokum's Wüthen widerstehen. Selbst Divind, der Jungmann, der Benu's Freund und Rathgeber geworden war, mußte laut anlachen, obgleich er ihn dasitzen und mit dem Weinen kämpfen sah.

Daß Benu auch gar keinen Scherz verstand!

Benu dagegen empfand Divind's Lachen als Verrath.

Ach wäre es doch nur erst acht Uhr, daß er in seine Koje kriechen könnte! Es kostete ihm Anstrengung genug, nur so aufrecht zu sitzen, wie er es nun that. Er hatte ein Gefühl in seinem Körper, als wäre er windelweich geschlagen.

Der zweite Steuermann stand in der Thür. „Wir müssen laviren, gleich!“

Alle erhoben sich.

„Herr Gott!“ dachte Benu, „ist es denn noch nicht genug für heute?“

Tassen und Teller wurden in die Regale unter der Decke hineingestellt, damit sie nicht auf den Boden herabgleiten sollten.

Benu war der erste zur Thüre hinaus. Er wußte, daß das von ihm, dem Schiffsjungen, verlangt wurde. Hinter sich hörte er die Kameraden durcheinander reden. Sie schimpften auf den Wind und den Regen, der wieder begonnen hatte, und die Schute und die Steuerleute. Er fror in dem Oktobersturm und dem kalten Regen. Das Verdeck war glatt vom Wasser, und er hielt sich an den Pföcken leewärts fest, um nicht zu fallen, indem er nach hinten zu den Brassien ging. Leewärts sah er den Steuermann.

Benu beugte sich hinter das Geländer, um sich vor dem Unwetter zu schützen. Wie lange das wohl noch dauern konnte, daß man laviren mußte! Bisweilen war es auf eins, zwei gemacht, und manchmal wieder konnte man gar nicht damit fertig werden, wie man sich auch plagte.

Er begriff das nicht recht. Jedesmal, wenn es hieß, „laviren“, wurde ihm angst; denn dann sollte alles so schnell gehen, als galt es das Leben, und dann zog er am verkehrten Ende oder machte das Tau am falschen Pflock fest, und dann

schalten die anderen auf ihn und sagten, er wäre dumm und würde niemals was kapieren, obgleich er so schrecklich ziehen mußte, daß er Schmerzen in der Seite hatte. Das Laviren, das war die abscheulichste Arbeit an Bord — huh!

Die ganze Mannschaft war nun endlich dazugekommen und der Kapitän übernahm das Steuer.

Benn ermüdete seine gebeugte Stellung, und er richtete sich auf, um den Schmerz im Rückgrat auf eine andere Stelle des Körpers abzulenkten, und das schien ihm eine Erleichterung. Es war auch merkwürdig, wie bald er müde wurde, seitdem er an Bord kam. Divind stellte sich neben Benn, der das letzte Ende der Brasse hielt.

„Siehst Du dort!“ flüsterte er, damit die Offiziere es nicht hören sollten, und zeigte nach der Küste hin, „siehst Du, das sind die Thorunger vor Arendal.“*)

„Ach, nicht möglich,“ sagte Benn. Er glaubte, der andere scherzte. „Wir sind doch wohl schon weiter. Es ist ja vier Tage her, seit wir dort vorbeikamen.“

„Aber wir sind wieder so weit zurückgetrieben, siehst Du.“ „Toppsegel halt!“

Benn ließ die Hände so schnell wie möglich gleiten, um das Segel zu unterschlagen**), so'ld das Tau kam; aber er vermochte den anderen nicht zu folgen. Es weinte in ihm; noch nicht weiter gekommen, als vor vier Tagen — ach, Herr Gott, wieviel schwere Tage hatte er noch vor sich, bevor sie nach New-York hinüberkamen, und dann folgte noch die lange Rückreise nach Europa, und er hatte sich für zwei Jahre verheuert! Aber er braunte durch, wenn er wieder in einen europäischen Hafen kam, falls man ihn nicht abmusterte. Mutter mochte denken und thun, was sie wollte, diese Hölle hielt er nicht länger aus.

„Fest dort!“ „Was siehst Du und gloht, Junge!“ Es war Jolum, der niemals vergessen konnte, daß er zu dieser Tour endlich als Leichmatrose geheuert war.

Benn schlug das Brausende um einen Pflock, von dem er hoffte, daß es der richtige war.

„Nicht dort!“ schrie ihm Jens Christian zu. Divind machte das Ende für ihn fest.

„Goddam! Ob er well weiß, wo die Großbrasse steht?“ sagte Tom, ein Engländer, der Leichmatrose war.

„Er ist nun schon vier Tage an Bord!“ fuhr Jolum höhnißch fort.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

„Die Gazetten sollen nicht geniret werden.“ Dies geflügelte Paraderwort wird Friedrich II. in den Mund gelegt und giebt immer den Trumpf ab, wenn irgend wer die wirkliche Geistesfreiheit des Preußenkönigs einer Kritik unterwirft. Die Zeitungen sollen nicht geniret werden, wie prächtig sich das anhört, und am Ende wiederholt selbst Herr v. Reusch in Sachsen diesen berühmten gewordnenen Ausspruch, wenn er in gehobener Stimmung an irgend einem Festbankett theilnimmt.

Die Gazetten, das ist ein allgemeiner, unbestimmter Ausdruck. Etwas anderes ist es um den Zeitungsschreiber, um das hergelaufene Litteratengefindel. Hier hat man einen Begriff, an den man sich halten kann; das war schon zu Zeiten des alten Friesen so. Die Gazetten sollten nach einem frommen Wunsch nicht geniret werden. Aber die infamen Zeitungsschreiber, die aufzumucken wagten und unbequem wurden, sollten mit Stockprügeln zur Raifon gebracht werden. In der Theorie gab's da eine ideale Forderung. In der Praxis aber sah es unter dem aufgeklärten Absolutismus trübselig genug aus.

Später schwärmte man für die freie Presse, und in den jungen Tagen der Konstitution war die Zeitungswelt wohl über Gebühr angesehen worden. Man bedachte sie mit einem Glorienschein, und Gustav Freytag schrieb das deutsche Lustspiel „Die Journalisten“, das heute schon wie eine rührend-naive Rück Erinnerung an vergangene und verträumte Jugendtage aussieht. Trotzdem hagelte es und nicht bloß bei den Reaktionen — die alten Flüche, wenn das Federvieh sich erlaubte, unbequem zu werden. Man entriestete sich wohl öffentlich, wenn ein Haudegen behauptete, die achtundvierziger Bewegung sei von zusammengelaufenem Litteratengefindel angeregt worden; aber im nächsten Augenblick war man selbst gern bereit, in dieselbe Kerbe zu hauen.

Seitdem sind manche schöne und minder schöne Gleichnisse über Zeitungen und Zeitungsschreiber gefunden worden. Man rühmte die „siebente Großmacht“, man sprach von den „Wachhunden der Zivilisation“, — und wie viele dieser armen

Hunde vergaßen zu bellen, wenn ihnen ein Brocken Fleisch hingeworfen wurde; man verglich die Presthätigkeit mit einem schwiegemütterlichen Beruf, wie eine sorgliche Schwiegermutter wurde sie verlästert und verhöhnt; und selbst im dunkelsten Ostelbien ward vermuthlich während einer Wahlperiode manch Zeitungsschreiberlein zu einer Respektsperson. Allein alles in allem: der Begriff Litteratenpack behauptet bei uns sein angekanntes Vortrecht; und hätte auch irgend ein deutscher Bürgermann oder seine liebende Hausfrau vom Litteratenthum so viel Ahnung, als das Grauthierchen vom Lauteschlagen, das vogelfreie Litteratengefindel dürfen sie beschmeißen, so viel sie Lust haben.

In Frankreich, da ist es ein wenig anders. Wenn da ein Mann kommt und er stellt sich dreist als homme de lettres vor, braucht er darum nicht roth zu werden vor Scham, und es ist beinahe so, als sei derselbe Mensch im Vollbesitz bürgerlicher Ehrenrechte. Bei uns fühlt sich das Federvieh gleichsam insgeheim schuldig benützt, und vor Fremden gesteht man nur verschämt ein, welchem Beruf man angehöre. Diese Verschämtheit fand auch ihren klassischen Ausdruck in unserer Litteratur. Der Romantiker Clemens Brentano erzählt, es sei ihm bange ums Herz, wenn er sich als Schriftsteller erklären solle. Ihm käme die Schriftstellerei wie eine Krankheit, wie eine Ueberfütterung vor; der Mann, der von ihr befallen sei, erinnere ihn an eine Gänse-Stopfleber, die doch auch einem Entartungsprozeß ihre Existenz verdanke.

Darum erscheint es mir immer als lächerliches Gebahren, wenn unsere deutschen Schmierfinken zusammenhocken, wie die würdevollen Gefellen, und sich über Schelte aufhalten oder entriestet thun. Und es wird immer schlimmer mit ihnen, seit sie sich gar in geselligen Vereinen oder in Klubs zusammenthun, als wären sie den ehrsamten Schneiderzünften oder den weniger ehrsamten Komödianten ebenbürtig. Die Ueberhebung ist in Wahrheit eine Zeitkrankheit.

Da wurde in diesen Tagen vor dem Schöffengericht zu Schwarzenbel ein Prozeß verhandelt, dessen Entscheidungsurfache vorher bei allen Schmierfinken, die sich eine gewisse Würdigkeit anmaßen, einen kleinen Sturm verursachte.

Der Held des Prozeßes, der einmal in Friedrichsrub vom Grafen Rangau, als dem Bismarck'schen Familienvertreter, gehörig angeknäult worden war, Herr Bruns, Vertreter eines Telegraphischen Bureau's, erhielt seine Genugthuung. Graf Rangau wurde zu fünfzig Mark Geldstrafe verurtheilt, weil er zu Herrn Bruns gesagt hatte: Scheeren Sie sich weg; ich bin nicht dazu da, jedem hergelaufenen Litteraten Rede und Antwort zu stehen.

Also sollte — mit Verlaub zu sagen — das Schmierfinkenthum, das Litteratenpack unter förmlichen Gerichtsschutz gestellt werden? Mus da das deutsche Volk nicht flüchtig werden? Der Minister im Parlament durfte von der Leber weg über das Schmierfinkenthum donnern, wenn ihm ein Dichtervort unbequem erschien. Der Spießbürger, der mit anderthalb Litteratengedanken vor dem erstanten Volk haufiren zu gehen pfllegt, durfte desgleichen zetern und wettern. Es war gewissermaßen ein durch den Usus geweihtes Stammrecht. Und nun soll auf einmal der Litterat und Zeitungsschreiber zart angefaßt werden?

Wenn man noch dazu die Erregung des Herrn Grafen bedenkt! Und das moderne, wirklich nicht sehr appetitliche Zeitungshandwerk des Interviews! Ja, wenn alle Aushorcher wenigstens freundlich, zuvorkommend und lieblich von Gemüthe wären! Wenn sie von den Lippen dessen, dem sie lauschen, nur das Süßeste entnähmen. Aber so stehen die armen Kluis in elender Frohn. Sie gleichen den dreifirten Hunden, die ihrem Herrn getrenlich apportiren müssen. Man liebkost sie, nahen sie sich schmeichlerisch und warten sie allen Eitelkeiten „schön auf“. Man löst sie barsch bei seite, kommen sie nur auf das Kommando ihres Zeitungsherrn. Der besagte Zeitungsherr freilich bleibt aus dem Spiel, und ob es dem Schmierfinken auch Freude mache, hin und her zu schießen, um das Endchen einer Nachricht etwa zu ergattern, danach braucht man nicht zu fragen.

Warum mußte Bruns gerade kommen, als Friedrichsrub von Reportern überlaufen war? An die Fenster preßten sie ihre Nasen, wie ein Bediensteter der Schloßes wahrgenommen haben wil. Aeh!

Für das deutsche Litteratengefindel wäre es bedenklich, wenn mit altem Brauch gebrochen würde, wenn sich Formen einbürgerten, wie sie z. B. die gedruckten Zeugnisse des Herrn Reusch aufweisen. Mein lieber Theodor und darunter das lobende Bekenntniß eines Bottschafts-Attachs, das macht sich nicht übel. Aber es verhöhnt den Zeitungsschreiber und könnte ihn leicht übermüthig machen. Oder die Vereinsgröße, wichtig und werthvoll als Zeitgenosse und Mitglied einer Bezirkskörperschaft, könnte dem Litteraten mit misleidiger Herablassung auf die Schultern klopfen und ihn eines vertraulichen Gesprächs würdigen! Es ist ja schön, wenn der Gerechte sich seines Viebes erbarmt, aber die richtige Distanz soll gewahrt werden. Auch radikal-politische Elemente, von stolzestem Werthbewußtsein erfüllt, pflügen ja an dem Grundfah festzuhalten: Das Federvolk sollst Du gebrauchen, sonst aber verachten. Und diesen altersexprobierten Grundfah aller Selbstgerechten sollte man preisgeben?

Beim Schmierfinken selbst ist das etwas anderes. Er hat die Arbeit anzuerkennen, wo immer er ihr begegne. Das ist seine verdammte Schuldigkeit; und wenn er ein leidlich anständiger Mensch ist — Menschlichkeit giebt's ja auch unter dem Gefindel —, so wird

*) Zwei Leuchthürme vor dem Hafen von Arendal.

**) Das Straßziehen des Taus, um das Segel festzuziehen.

er es gewiß gerne thun. Aber seine eigene Arbeit ist für die meisten Mitmenschen im Volk der Dichter und Dichter — ohne Ausnahme der Partei — Firtelanz, überflüssiger Tand, Cirum-Cirum-Dichterei und, wenn sie unbequem wird, tödliche Gemeinheit. Es klingt sehr gebildet und ist darum so wohl angebracht, wenn man kräftig und dröhnend bei jeder Gelegenheit, die sich nur bietet, ausruft: Unsere Presse hoch! Hoch das moderne Kampf- und Kulturmittel! Und andererseits giebt es dem Sprecher, der selbst sich von etlichen Zeitungsphrasen nährt, kein größeres Ansehen und keine größere Ueberlegenheit, als wenn er die Preßengel, diese Subjekte mit einem einzigen Ausruf von Ekel und Verachtung abthut.

Das sollten die vom Literatenstamm bedenken und nicht gleich winseln, wenn einem von ihnen auf die Hühneraugen getreten wurde. Denn erstlich, wie will Einer für Alle in seinem Korps einsehen, und dann, wie will man zugleich eine rauhe Schule der Abhärtung durchmachen und doch bei jedem „Scheer Dich weg, Literatenpack!“ die gekränkte Leberwurst darstellen?

Das Literatenvolk hat durch Bedientenhaftigkeit „nach oben, wie nach unten“ gewiß vielfach gesündigt und Schläge verdient. Darum allein sollte es nicht allzu empfindsam werden. Die eigenwilligen Literaten aber könnten bedenken: Es giebt einen starken Gegenreiz, und es schlägt sich besser, wenn man selbst geknufft wird, sei's von oben, sei's von unten, und es giebt kein kräftigeres Behagen, als gegenüber der verachtenden Ueberhebung aufrecht dazustehen und ihr gelassen mit kaltem Hohn zu begegnen. —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

— Ueber die Wirthshäuser in früherer Zeit plaudert ein Mitarbeiter des „Leip. Z.“: Das Entstehen der Wirthshäuser reicht bis in die älteste Zeit der Feudalherrschaft hinaus. Bereits unter Karl dem Großen wurden die Schänken oder Weiwirthschaften eingerichtet. Damals gehörte der Weinschant in Deutschland der Herrschaft, wie noch jetzt der Brauntweinschant in Rußland. Als aber die Städte größer und mächtiger wurden, und ihre Einwohner wegen der von außen kommenden Gefahr und der inneren Interessen halber sich mehr und mehr zu einem festen Organismus vereinigten, als mithin zu dem adeligen und geistlichen Stande das Bürgerthum als ein dritter Stand hinzutrat, da wurde auch der Weinschant zu einem bürgerlichen Gewerbe gemacht und der sogenannte Weinbau aufgehoben. Die Bürger saßen im Wirthshaus und überlegten bei einem Maß Wein erst und reiflich der gemeinen Stadt Nutzen und Geschäfte, rathschlagten über das Wohl und Wehe der Familien, der Gewerbe, der Gemeinde oder gar des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Die Patrizier schickten selbst ihre Söhne in die Trinkstuben, um sie von anderen Lastern abzuhalten. Im Laufe der Zeit wurden die Wirthshäuser unter die Aufsicht der Polizei gestellt, welche den Preis der Speisen und Getränke festsetzte und die Polizeistunde einführte, eine Stunde, die den alten Deutschen niemals geschlagen hatte. In den Reichsstädten hatte jede Zunft ihr eigenes Tanzlokal und Zunfthaus, in welchem die Handwerker fast täglich zusammenkamen und Gewatter Schneider und Handschuhmacher einen Klatsch über ihre Nachbarn machten, dessen sich eine Versammlung von Kaffeeschweftern nicht zu schämen gebraucht hätte. Durch Gewohnheit bildete sich in diesen Häusern ein förmliches Trinktucht aus, ursprünglich aus der harmlosen Sitte entstanden, einen Gast durch Darreichung eines Bechers zu ehren. Trinklieder, Trinksprüche, Trinkwitze, alles hatte seine Befehle, auf welche mit Strenge gehalten ward. Dazu gestellte das Zur- und Vortrinken, das Gesundheit- und Beutrinken. Das Bechen ward zu einer Kunst, in der es zahllose Virtuosen gab. Der berühmte Humanist Erasmus von Rotterdam (1466—1536) zeichnete in seinen „colloquia“ mit drastischen Farben das Bild eines deutschen Gasthauses in des 16. Jahrhunderts erster Hälfte. Eine Stelle aus jener Schrift lautet: „Die besser trinken, sind den Wirthen angenehmer, obgleich sie um nichts mehr zahlen als jene, die sehr wenig trinken; denn es sind nicht selten welche, die mehr als das doppelte im Wein verzehren, was sie für das Gastmahl zahlen. Es ist zum Verwundern, welches Lärmen und Schreien sich erhebt, wenn die Köpfe vom Trinken warm werden. Keiner hört und versteht den anderen. Häufig mischen sich Poffenreißer und Schalksnarren in diesen Tumult; und es ist kaum glaublich, welche Freuden die Deutschen an solchen Beuten finden, die durch ihren Gesang, ihr Geschwätz und Geschrei, ihre Sprünge und Prägeleien solch ein Getöse machen, daß die Stuben dem Einfurze nahe ist. Und doch glauben sie so recht angenehm zu leben, und man ist gezwungen, mit ihnen bis in die tiefe Nacht hinein sitzen zu bleiben.“ —

Theater.

Ein Jugenddrama Wildenbruch's, „Die Herrin ihrer Hand“, wurde am Freitag im Bellealliance-Theater zum ersten Male aufgeführt. Das Stück ist vordem nur in Breslau und in Frankfurt a. O. gegeben worden und in Buchform im Jahre 1885 erschienen. Das Bellealliance-Theater trat also gegenüber den großen Bühnen für Wildenbruch's Farben ein. Die großen Theater wurden aber nicht ins Unrecht verjast.

Ein hyperpathetisches, idealistisches Schauspiel, trägt das Wildenbruch'sche Drama zu viel jugendlich Ungereiftes in sich, als daß es den ernststen Sinn fesseln könnte. Förmliche Standpausen

wider Börsenjocker, Streber und Stellenjäger werden gehalten, aber es sind lauter rhetorische Sturzläufe und sie verdichten sich nicht zu künstlerischer Anschaulichkeit. Sie bleiben Worte, Worte. Und das ethische Problem in seiner Verallgemeinerung ist doch wieder nichts anderes, als die brave Ethik unseres deutschen Frauenromans: Der Mann strebt in die Weite, seinem Ehrgeiz nach; das Weib ist eitel Liebe und Selbstaufopferung. Wer wird nicht lächeln, wenn diese Dinge in solcher Allgemeinheit aufgestellt werden?

Die Herrin ihrer Hand ist ein Fräulein von Steinberg. Sie hat einen armen Schulgelehrten kennen gelernt, der für eine wissenschaftliche Entdeckung glüht. Leider ist er ein armer Teufel. Wo er anklopft, wird der unpraktische Phantast ausgelacht. Das edle Fräulein v. Steinberg aber glaubt an ihn und will ihm helfen. Da sie nicht selbständig über ihr Familienvermögen verfügen darf, so lange sie unvermählt ist, entschließt sie sich, dem armen Gelehrten die Hand zu reichen und Hohn und Spott ihrer Familie und ihrer bisherigen Gesellschaftskreise auf sich zu laden. Aber die Idealistin erlebt Enttäuschung um Enttäuschung, die härteste, als ihr Vermögen durch einen Bankbruch verloren geht. Sie erkennt, wie ihr Verlobter mehr an seiner Entdeckung, an seinem Ehrgeiz hange, als an ihr selber und ihrer Liebe. Er zweifelt und verzweifelt fast; und so löst sie sich zum Schluß von ihm los und eilt in die Arme eines zweiten, harrenden Bräutigams, eines Mannes, der die Vorsehung in allen Dingen spielt. Dank seinem Einfluß ist nämlich eine fremde wissenschaftliche Akademie auf den jungen Gelehrten aufmerksam geworden und hat die Mittel zu dessen Forschungsreise bewilligt. So ist allen Schmerzen ein friedliches Ende bereitet.

Die überflüssige Vorsührung war vom Bellealliance-Theater sehr wichtig genommen worden, und die Schauspieler, in erster Reihe Frä. Nilsson, standen in tapferer Anstrengung auf verlorenem Schanze. —

— r. Im Central-Theater war am Freitag Abends Vorstellung der Direktion Schulz. Zur Feier des Tages gab es ein Ragout aus den Zugstücken der letzten Jahre; von den Ausstattungsstücken: „O, diese Berliner“, „Berliner Fahrten“, „Tugendfalle“ und „Tolle Nacht“, wurde je ein Akt servirt. Zum Schluß großes Ballet und dann ein Epilog, verfaßt vom Regisseur Julius Freund und gesprochen vom Direktor Richard Schulz. Bei so einem Abschied geht es natürlich nicht ohne die direkt aus bewegtem Herzen hergeleitete Sentimentalität ab; immerhin war Herr Schulz vernünftig genug, sich ausdrücklich dagegen zu verwahren, daß er irgendwie sein Publikum habe höheren Zielen zuführen wollen. Das Publikum würde ihm ein solches Vergehen auch übel angerechnet haben. Nachdem das übervolle Haus stürmisches Getöse und Lärm gegeben hatte, wählte Herr Emil Thomas sich aus einem Berg von Lorbeerkränzen heraus, um seinen Direktor und sich selbst ein wenig zu preisen. Mit begreiflichem Sarkasmus streifte er die Zeit seiner eigenen Direktionsführung. „Schwamm drüber!“ meinte der Komiker. Bezeichnend genug. Er, der große Fagenmacher, konnte mit der alten Berliner Posse nichts erzielen, während Herr Schulz mit dem Uebertrumpfen der Adolfs Grust-Posse vorzügliche Geschäfte machte, die ihm gestatten, sein Handwerk auf noch breiterer Basis im Linden-Theater fortzusetzen. Wird er dort nächsten Herbst mehr Glück haben, als die früheren Kunstverderber? —

Musik.

— er. — Konzerte. Mit Oberbini's „Anakreon“-Ouverture, einer in Form und Gedanken lebendigen und zu sein-heiterer, poetischer Wirkung sich steigenden Arbeit, begann das zehnte und letzte dieswintertliche Symphoniekonzert der königlichen Kapelle. Das Orchester schien bei diesem Stücke keineswegs bei kräftigem Humor zu sein und tauchte bei der nächsten Nummer, Schubert's unvollendeter h-moll-Symphonie, diesen Mangel geradezu in lederner Stimmungslosigkeit um. Vom melodischen Schwung und der bewundernswürdigen thematischen Plastik der beiden Schubert'schen Sätze blieb nichts übrig als die üble Erinnerung an Notensfolgen voll Rauheit und Leere. Das künstlerische Mißgeschick des Abends erreichte seinen Höhepunkt im Finalsage der 9. Symphonie Beethoven's, wo der männliche Halbtheil des Soloquartetts, die Herren Domsänger Rolle und Dr. Wülner, ob seiner unzureichenden Mittel und gesangstechnischen Unreife empfindlich verlegte. Die beiden Opernsängerinnen Dietrich und Rotbauer, sowie der Opernchor, der durch seine Aufstellung hinter dem Orchester eindringlicher Klangkraft beraubt wurde, kämpften sich durch ihrer ungewohnten Aufgaben mit achtungswerthem Eifer durch. In den drei ersten Instrumentalsätzen gab es arge Sünden bei den Bläser- und Schlagwerkgruppen und im ganzen eine herablassende Gleichgiltigkeit, welcher am Schluß einer Saison selbst die „Symphonie der Symphonien“ keine dynamische Delikatesse, keine huldigende Schwunghaftigkeit, keine hochaufwallende interpretirende Phantasie zu entringen vermochte. Man schied heuer von den Symphoniekonzerten ohne anregende künstlerische Gedanken, ohne musikalischen Nachhall. — Der Liederabend des Herrn Eugen Robert-Weiß in der Singakademie ließ uns einen in allerlei kleinem Virtuosenkram machenden Baritonisten hören, der aus dem melodischen und geistigen Material einer Komposition zumeist nur einen ganz schalen Sipholzertrakt herausdestillirt. In Liedern von Schubert und Schumann hörten wir technisch ausgeklügelte Pianoabtönungen und tempozerslörende Gefühls-

überschwänglichkeiten, vermisten jedoch ein tragfähiges Organ, die Technik einer wirklichen musikalischen Individualität und die Ausdrucksfähigkeit, mannigfachen Gedanken und Empfindungen Anschaulichkeit zu verleihen. — Der „Verein zur Förderung der Kunst“ gab in einem „Lieder-Novitäten-Abend“ im Saale des Hotel de Rome sieben, kaum der Öffentlichkeit bekannten Tonsetzern Gelegenheit, in 37 Liedern und Gesängen die Werke ihrer Begabung erkennen und bemessen zu lassen. In drei Liedern des Münchener Komponisten Wilhelm Maulé spricht sich eine feierliche Kraftgenialität aus, die in ihrer lauten und pompösen Manier alles deklamatorisch anfaßt. In zwei geistvollen, einem musikalischen Charakter entstammenden Liedern von Ferd. Pschl und in 5 Gesängen voll lähner Leidenschaftlichkeit von Karl Gleiß, den traurige Lebensnoth aus einem Berufsmusiker zum Fabrikarbeiter machte, waren wohl die Begabtesten der sieben Tonsetzer zu vernehmen. Melodische Ehrlichkeit, sangliche und deklamatorische Bedeutsamkeit und das Fehlen modulartischer Exzesse zeichnen sie aus, was sich den Arbeiten der Herren Otto Zeller (München), Ernst Ziesler (Dresden), James Rothstein (Berlin) und Eduard Schilsky (München) nur in sehr geschmälertem Maße nachsagen läßt. Natürliche Erfindung steht da neben reflektirten Stimmungsräthseln, technische Freiheit neben kühlen Geschaubheiten, und neben dankbarer Gesangsproduktion drängt sich krankhafter Eigensinn vor, der mit ängstlicher Scheu aller Natur und musikalischer Anständigkeit ausweicht, neben liebenswürdiger Bescheidenheit belästigen, zerbrochene, verbogene und verkrümmte Ideenstücke. — In einem populären Konzerte des Philharmonischen Orchesters erregte eine „Suite miniature“, „Liebesnovelle“ von Otto Försheim ob ihrer sorgsam technischen Mache mehr als vorübersehendes Interesse. In den kurzen 6 Sätzen herrscht eine bunt schillernde Bewegtheit von Melodie und Rhythmus. Und eröffnet diese Musik auch keine gewaltigen Perspektiven, so erfreut sie doch durch Annuth kleiner Einfälle, durch reiche Instrumentalmalerei ohne schreiende Aufdringlichkeit. — Der Chicagoer Orgelvirtuose Clarence Eddy ist zweifellos ein ganz hervorragender Künstler seines Instrumentes. Die ganze virtuose Sicherheit seiner Manual- und Pedaltechnik, sowie die vornehme Kunst des Registrirens konnte er allerdings weder auf der Klangmonotonen Orgel der Philharmonie, noch in Kompositionen von Guilmant und Saint-Saëns bewähren. Es steht in des Ersteren d moll-Symphonie für Orgel und Orchester wohl jene schwere Arbeit, der man eine theilnahmslose Bewunderung zollt, die aber niemals die starken Reize zu ersetzen vermag, welche uns wie die eigentliche Muttersprache eines musikalischen Geistes entgegenblen. Für die grüblerischen Absurditäten der Saint-Saëns'schen Phantasie wird auch der gläubigste Enthusiast des französischen Tonmeisters nicht den Muth der Anerkennung finden. Die gesangliche Mitwirkung des Fräulein Rose Ettinger brachte in die Stimmungskühle des Publikums keine Weisallsermuthigung. —

Geschichtliches.

— „Wildfang.“ Die Eltern, die ihren übermüthigen Kindern „Wildfang“ zurufen, dürften wohl zumeist keine Ahnung haben von der früheren Bedeutung dieses heute harmlosen Mahnwortes. Wildfang ist eine aus dem tiefsten Mittelalter überkommene Bezeichnung für uneheliche Kinder und zugelaufene Leute unbekannter Herkunft, über die sich die Landesherren, besonders in der Pfalz und in Württemberg, das Recht der Leibeigenschaft aneigneten. Die Wildfänge mußten den landesherrlichen Schutz mit dem Fanggulden (Fahngulden) bezahlen, nach ihrem Tode fiel das „Besthaupt“ (das schönste Stück Vieh im Stalle) dem Fangherrn zu. Verschiedene Uebergriffe in der Ausübung dieses uralten Schutzrechtes verwickelten im Jahre 1665 den Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz in erbitterte Streitigkeiten mit seinen fürstlichen Nachbarn, so daß nicht einmal die Intervention Kaiser Leopolds I. die Feinde zu trennen vermochte. Erst der Einsprache Frankreichs und Schwedens als Garantienmächte des westfälischen Friedens gelang es, den „Wildfang-freit“ aus der Welt zu schaffen. —

Psychologisches.

t. Alkoholistischer Somnambulismus. Professor Francotte veröffentlichte neulich im „Journal de Neurologie“ einen höchst interessanten Aufsatz über die Entstehung von Somnambulismus. Der somnambulistische Zustand, in dem während völliger Bewußtlosigkeit folgerichtige Handlungen ausgeführt werden, deren sich die betreffende Person nachher nicht erinnert, war bisher nur bekannt bei hysterischen, bei epileptischen und bei hypnotisirten Personen. Francotte macht darauf aufmerksam, daß auch übermäßiger Alkoholgenuß solche Folgen haben könne. Er erzählt von einem Manne, der wegen seines aufsehenerregenden Benehmens auf der Straße verhaftet wurde. Man brachte ihn weder dazu, die an ihn gestellten Fragen zu beantworten, noch überhaupt zum Sprechen, und er schien völlig geistesabwesend zu sein. Nichts deutete auf Trunkenheit, aber am nächsten Morgen gab er bei der ärztlichen Untersuchung an, daß er an einem Orte, der von der Stelle seiner Verhaftung sehr weit entfernt war, eine große Menge Alkohol zu sich genommen hätte. An das, was während der darauffolgenden 48 Stunden mit ihm vorgegangen war, konnte er sich durchaus nicht erinnern. Er bekannte, bereits früher einem ausschweifenden Alkoholgenuße

sich hingegeben zu haben, auch war ein ausgesprochenes Zittern in den Händen und der Zunge festzustellen. Eine Schwester von ihm hatte eine Geisteskrankheit durchgemacht. Prof. Francotte kommt, nachdem er noch mehrere ähnliche Fälle erwähnt hat, zu dem Schlusse, daß es eine Art von alkoholistischem Somnambulismus giebt, in welchem Zustande sich der Patient allem Anscheine nach auf normale Weise benimmt, aber doch ohne Bewußtsein ist, sich wenigstens seiner Handlungen nachher nicht erinnern kann. In Wirklichkeit sind während eines solchen Zustandes gewisse Besonderheiten des Benehmens vorhanden, die aber nur einem scharfen Beobachter auffallen. Diese Art des Somnambulismus findet sich nur bei entarteten Personen oder wenigstens bei solchen, die eine geistige Schwäche ererbt haben. Da derselbe wegen des mangelnden Bewußtseins die Verantwortlichkeit der Person für ihre Handlungen aufhebt, so ist die Erkenntniß desselben durch die Wissenschaft von großer Bedeutung für die gerichtliche Medizin. —

Medizinisches.

k. Als neuestes Mittel gegen Keuchhusten, das sich vorzüglich bewährt haben soll, wird in der „Pharm. Jtg.“ das Cyressenöl bezeichnet. Schon wenige Tage nach Anwendung des Mittels tritt bei dem Patienten eine Linderung des Hustenreizes ein und der Verlauf der Krankheit ist, falls keine besonderen Komplikationen eintreten, schnell und mild. Angewendet wird das Cyressenöl, indem man einige Tropfen desselben auf das Kissen des Patienten träufelt und im Krankenzimmer häufiger Zerstäubungen vornimmt. —

Humoristisches.

— Verfehlter Beruf. „Aber, Herr Apotheker, warum haben Sie denn Ihren neuen Lehrling schon wieder fortgeschickt?“ — „Hab' ihn nicht brauchen können! Der Kerl hat so große Hände gehabt, daß er mir beim Pillendrehen immer die reinsten Knödel gemacht hat.“ —
— Die absolute Majorität. Barthl: „Du, Sepp, da steht absolute Majorität! Was ist denn das?“ — Sepp (Bursche beim Major): „Absolute Majorität?!... Das wird wohl die Frau Majorin sein!“ (Flieg Bl.)
— Der Grübler. Karl: „Mama, ich glaube doch nicht, daß Du alles besser weißt, als ich.“ — Mama: „Doch, doch, mein Junge. Ich bin ja auch viel älter als Du.“ — Karl: „Na, dann sag' mir einmal fünf aufeinander folgende Tage, in denen kein einziges a vorkommt.“ — Mama: „Die giebt's ja gar nicht, mein Junge!“ — Karl: „Doch Mama: Vorgeestern, gestern, heute, morgen und übermorgen! Siehst Du, Du weißt doch nicht alles besser als ich!“ —

Vermischtes vom Tage.

— Zwei junge Leute wurden bei Kiel in einem Segelboot vom Sturm überrascht und auf die offene See hinausgetrieben. Der eine wurde von einer Woge über Bord geworfen, der andere wurde im treibenden Boote völlig erschöpft von Fischern aufgefunden. —
— Ein Seeemann der Fischdampfer, der am 21. März nach Island aufbrach, ist seitdem verschollen. —
— Freitag früh sind in Greiz fünf Häuser niedergebrannt. Eine Kellnerin wird vermißt, sie ist vermutlich verbrannt. —
y. Ein Besitzer in Ahlfeldt bei Wittensee hat von einem Schafe in fünf Jahren 25 Lämmer erhalten. —
— Ein Dominienschäfer in Kalinowiz (Oberschlesien) hat anscheinend in geistiger Umnachtung seinen zwei kleinen Töchtern und dann sich selbst mit einem Rasirmesser den Hals bis auf die Wirbel durchschnitten. —
— Ein Architekt in Mülheim a. Rh. wurde an einem Neubau von einem schwebenden Balken, gegen den ein Wagen anfuhr, so schwer am Kopfe getroffen, daß er sofort starb. —
— Drei Kinder eines Polizeikommissars in Brüssel sind zusammen mit ihrer Wärterin durch Leuchtgas erstickt. Ein Kind konnte durch Einspritzungen gerettet werden. —
— In Antwerpen wurde am Donnerstag ein internationaler Kongreß für Handelswissenschaft mit über 200 Theilnehmern eröffnet. Deutschland ist als einziger größerer Staat nicht vertreten. —
— Ein russischer Priester in Osurgety (Gouv. Kutais im Kaukasus) erschoss seinen hochbetagten Amtsbruder. Er hatte auf dessen Amt gerechnet, war aber zu gunsten des Sohnes des Ermordeten zurückgesetzt worden. —
— Sämtliche 500 Stadtpolizisten der Stadt Neapel sind mit Gehaltsentziehung für fünf Tage bestraft worden, weil einige von ihnen, die man nicht hat ausfindig machen können, den neuen Kommandanten ausgepiffen haben. —
— An der englischen Küste ist der Dampfer „Leechmere“ mit der ganzen aus 19 Mann bestehenden Besatzung untergegangen. —
— Der Lloyd-Dampfer „Saale“ hat auf der Fahrt nach New-York zwei Mann von dem bei Sturm untergegangenen englischen Schiff „Marlborough“ in einem Boot treibend gefunden. Die übrigen 15 Mann der Besatzung, die auf einem Floß umhertrieben, starben durch Kälte und infolge von Erschöpfung. —